Zeitschrift: Toggenburger Jahrbuch
Band: - (2007)

Artikel: Doppelter Blick auf die Heimat
Autor: Brunnschweiler, Sabina
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-882808

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Doppelter Blick auf die Heimat

Martina Fischbacher aus Ebnat-Kappel schliesst die Hochschule für Gestaltung und Kunst in Zürich mit einem Film über das Toggenburg ab: «Sonnenhalb». Dass der Dokumentarfilm an den Premieretagen gleich den Publikumspreis gewonnen hat, erstaunt nicht. Denn es ist kein «Heimatfilm».

Sabina Brunnschweiler

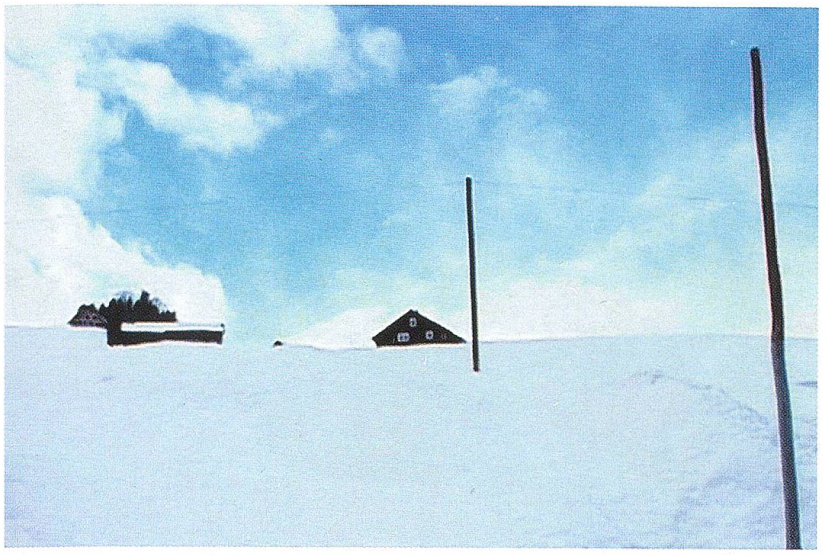
«Wir hatten das Gefühl: So wie bei uns ist es überall auf der Welt», sagt sie zu Beginn ihres Films. Ich kenne Martina Fischbacher seit dem Kindergarten bei Frau Klingler im Hof. Schon damals war sie mit Brauchtum und Landschaft vertrauter als wir Freundinnen. Ihr Vater, Förster und Jäger, nahm seine vier Töchter auf Streifzüge mit, wo sie morgens Schlafstellen von Rehen entdeckten und Füchsen Lebkuchen hinlegten. Martina nannte Bäume, Sträucher und Blumen beim Namen, kannte die Bezeichnungen von Fluren, Hügeln und Wegzweigungen: Geissbach, Tiefental, Wannenberg. Und von ihrem Kinderzimmer aus sah sie den Speer. Das Toggenburg war ihre Welt, mehr als die unsere. Wenn wir im Sommer in die Toscana, nach Rimini oder an die Costa Brava fuhren, machten Fischbachers Wanderferien.

Wenn nicht im Toggenburg, dann bei Tante Berti am Heinzenberg. Mit dreizehn fuhr Martina erstmals ans Meer. Und von da an hätte sie im oberen Toggenburg gern die Berge weggesprengt: «damit man wenigstens bis zum Walensee sieht». Und schliesslich war sie die Erste von uns, die das Tal verliess. Knapp siebzehnjährig, stapfte Martina davon in Richtung Genf.

Fast alle Freundinnen sind ihr nachgereist. Nicht ins Welschland, aber später nach St. Gallen oder Zürich. Verschiedene Wohngemeinschaften fanden sich in diesen Jahren zusammen. Und was Martina uns damals voraus hatte, waren die Wanderschuhe im Gestell. Die meisten entdeckten das Wandern erst Jahre später. Martina stieg bereits mit zwanzig regelmässig in den Alpstein. Als sie aber gegen Ende ihrer Ausbildung nach einem Thema suchte und ich ihr vorschlug, einen Film übers Toggenburg zu drehen, meinte sie anfänglich: «Spinnst du? Ich mach doch keinen Heimatfilm.»

Motiv Heimkehr

Dieses Hin-und-her-gerissen-Sein zwischen Liebe und Abneigung, zwischen Heimweh und Fluchtgelüsten verleiht ihrem Diplomfilm erst den besonderen Reiz. Martina Fischbacher hat den Vorteil genutzt, die Heimat aus der Perspektive der Heimkehrerin zu betrachten. Das machte sie freier. Für zwei Monate kehrte sie nach Ebnat-Kappel zurück, wo sie bei den Eltern im Rosenbühl wohnte und Leute besuchte, die geblieben sind: ihre Schwester Anita, den Steintaler Kleinbauern und Freund ihres Vaters Peter Schneider, Frau Hüberli vom Heimatmuseum Ackerhus, ihre Cousine Silvia, Nationalrat Toni Brunner und die Familie Paoli, bei der sie als Teenager Kinder hütete. Was sie



ihr zeigten, konnte die Regisseurin nun als Heimkehrerin mit «doppeltem» Blick betrachten: Einerseits lebt sie seit zehn Jahren in Zürich und sieht die Heimat gewissermassen als Fremde von aussen, andererseits bleibt sie im Dorf eine Einheimische, mit dem Blick von innen. Die Ferne schärft das Auge. Sie macht die Heimat erst interessant. Heimatromane gelten als Kitsch. Heimkehrergeschichten hingegen gehören zumindest in der Schweizer Literatur zum Besten, was überhaupt geschrieben worden ist. Es gibt kaum erfolgreiche Schweizer Autorinnen und Autoren, die nicht vom Heimkehren berichtet haben: Gottfried Keller etwa, Carl Spitteler, Robert Walser, Frisch oder Dürrenmatt.

Der wahrscheinlich erste Autor einer Schweizer Heimkehrergeschichte war Ulrich Bräker. Als Martina Fischbacher seine Texte wieder zur Hand nahm, verriet sie mir später, habe es bei ihr «klick» gemacht, und sie wehrte sich nicht mehr gegen das Interesse am Toggenburg. «Also den 26. Oktober morgens früh nahm ich den Weg zum letztenmal unter die Füsse, rannte wie ein Reh über Stock und Stein, und die lebhafte Vorstellung des Wiedersehens von Eltern, Geschwisterten und meinem Liebchen ging mir einstweilig für Essen und Trinken. Als ich nun dergestalt meinem geliebten Wattweil immer näher und näher, und endlich auf die schöne Anhöhe kam, von welcher ich seinen Kirchthurm ganz nahe unter mir erblickte, bewegte sich alles in mir, und grosse Tränen rollten haufenweise über meine Wangen herab», heisst Ulrich Bräkers berühmte Heimkehrerpassage. Endlich angekommen, macht er allerdings die bittere Erfahrung, von den Daheimgebliebenen nicht mehr erkannt zu werden. Das ist Martina Fischbacher nicht passiert.

Zürcher Toggenburgfest

In Zürich trafen wir andere junge Leute, die von zu Hause aufgebrochen waren, um etwas zu lernen in der Stadt. Von Untersiggenthal, Sarnen, Muttenz oder Gossau. Und bald ist uns aufgefallen, dass die Toggenburgerinnen und Toggenburger in besonderer Weise zusammenhalten. Kreuzte ich in den Gängen der Uni jemanden, der wie ich die Wattwiler Kanti besucht hatte, grüssten wir uns, oft ohne voneinander die Namen zu kennen. Die Aargauer Freundin neben mir schaute hingegen angestrengt zur Seite, wenn Abgänger der Kanti Wettingen auf uns zukamen. Und winkte uns abends in den Bars und Beizen jemand zu, fragten die Zürcher Bekanntschaften schon gar nicht mehr, wer das sei. «Aha, wieder ein Toggenburger», meinten sie nur. Seit letztem Sommer findet auf der Zaffa-Insel bei der Landiwiese nun sogar ein alljährliches Toggenburgfest statt. Rund fünfzig Zugewanderte bräteln Würste, trinken Bier und reden über gemeinsame Bekannte oder die letzte Säntisabfahrt im Frühling. Ein ähnliches Phänomen beobachtete ich in Zürich nur bei den Tessinern, den Wallisern und manchmal auch unter Bündnern. Ich erinnere mich gut an ein Gespräch mit Martina in unserer Höngger WG. Wir rätselten, was denn anders sei am Toggenburg, Wallis und Tessin. Ist es die andere Sprache, der klar erkennbare andere Dialekt? Ist es der weite Weg, der das Heimkehren erschwert? Das Manko einer Stadt, weshalb sich die Jugendlichen selber Abenteuerspielplätze, Halfpipes und später Konzertlokale aufbauen mussten? Ist es ganz einfach die Verbundenheit zur heimischen Natur, die man von den Eltern mitbekommen hat? Oder

ist es die topografisch deutlich abgegrenzte Region? Martina und ich beschlossen in dieser Nacht, uns nicht mehr ärgern zu lassen, wenn uns die Aargauer wieder als «Lokalpatriotinnen» bezeichneten.

Film vom Glück

Zweimal habe ich Martina während der Dreharbeiten im Toggenburg besucht. Beim ersten Mal kochte sie Pasta für alle. Kameramann Kaleo La Belle und ihr Freund Ulrich Schaffner, ebenfalls Filmemacher, waren da. Neffe Alessandro, zwei ihrer Schwestern, Vater und Mutter Fischbacher gingen ein und aus. Und Martina und ich rauchten im Keller eine Zigarette, um ungestört reden zu können. Wir fühlten uns ein bisschen wie früher. Beim zweiten Besuch war Martina weniger locker. Es schneite seit Tagen, sie war unsicher, was sie mit ihrem Film aussagen wollte, und freute sich, zurück nach Zürich zu kommen. «Dort kümmert es keinen, wenn ich den ganzen Tag mit der Kamera in den Strassen rumstriele», sagte sie. In Ebnat-Kappel fühlte sie sich hingegen beobachtet. Und es schien ihr, als könne sie Gedanken lesen: «Hat sie denn nichts zu tun?», meinte sie aus allen Richtungen zu hören.

Während Martina Fischbachers Besuchen blieben Kameramann und Tontechniker bewusst unsichtbar. Sie verwendeten lediglich eine kleine Videokamera und kein künstliches Licht, so dass sich die Gastgeberinnen und Gastgeber möglichst ungestört verhalten konnten. Was sie im Film erzählen, wirkt echt und sehr ehrlich. Die Regisseurin stellt Fragen und beobachtet, ohne die Situation in eine vorgesehene Richtung zu lenken. Sie

wertet kaum. Trotzdem schimmert ihr Unbehagen gegenüber dem Dorfleben deutlich durch, genauso wie der heimliche Wunsch, wie Schwester Anita abgelegen in den Toggenburger Hügeln zu leben.

Einer, der den Film bereits gesehen hat, meinte: «Eigentlich ist es ein Film über das Glück.» An den Premieretagen der HGKZ gewann Martina Fischbacher den Publikumspreis. Auch die anwesenden Untersiggenthaler, Muttenzer oder Gossauer mochten ihre Geschichte. Wie auch in Schweizer Heimkehrerromanen der Schauplatz in der Regel unwichtig ist, hat Martina Fischbachers Film gar nicht so viel mit dem Toggenburg zu tun. Es geht um die Suche nach sich selbst, um die Frage, ob man glücklicher geworden wäre, hätte man alles anders gemacht, und ob dies überhaupt möglich gewesen wär. In diesem Sinn ist es auch im Toggenburg wie überall auf der Welt.